Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **24 (1942)**

Heft 21

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 22. Mai 1942. Erscheint jeden Freitag 24. Jahrgang Nr. 21

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fiye A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr 11.50, halbjährlich Fr 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Eben dieser Geist bezeugt es unserm Geiste, dass wir Gottes Kinder sind

Röm. 8, 16.

In der Tiefe schimmert der See. Wohlig, eine waldig-grüne Welle, wölbt sich das Vorland der Au hinein. In der letzten blauen Tiefe schattet, ein gehauchter Strich, die Insel: die Sehnsucht stillend und schon sie neu erschaffend, ein Zeugnis dessen, was Geist und Seele wünschen: im Frieden beheimatet sein.

Es ist dies sicher eines der schönsten, ungebrochensten Zeugnisse, die uns Menschen geschenkt sind, und es mögen noch etliche ähnlich beglückende uns heute (sogar heute!) geschenkt werden. Tiefstes und Herrlichstes, was durch die Pforte des Menschengeistes seinen Weg nimmt und sich gestaltet, verdanken wir solcher Bezeugung und Widerspiegelung des Menschheitswunsches. Immer aber ist diese Bezeugung, gerade weil sie lebendigster Wunsch ist, auch die Bezeugung unserer realsten Not. So ist des Menschengeistes tiefstes Kunstwerk immer ganz menschlich, groß und notvoll menschlich: eine Bezeugung des Friedenswunsches und eine Bezeugung der realen Friedlosigkeit. Aus unserem Geiste wird daher die Bezeugung unserer Kindschaft, unserer Beheimatung nicht geboren. Allerhand Aufenthaltsbewilligung in allerhand geistigen Gastländern mag uns werden, uns legitim zu beheimaten ist nicht Gabe des Menschengeistes. Er ist, in seinen höchsten Höhen und tiefsten Tiefen, in seinen frömmsten Frömmigkeiten, nie: Eben dieser Geist. Wohl ist er immer wieder ein Geist der Mächtigkeit, doch nicht der Vollmacht, wohl schafft er Geistiges, aber nicht Geistliches.

Bis Pfingsten ist Karfreitag und Ostern für die Jünger abgeriegelt, sind sie wohl Augenzeugen, aber nicht Zeugen, wohl in Erinnerung existierend, aber nicht aus der Gegenwärtigkeit lebend. Pfingsten aber ist ihre Beheimatung in Christus. Vor Pfingsten gibt es nur eine Bezeugung der Gnadentat Gottes. Es ist das in souveräner, geheimnisvoller, barmherziger Vollmacht gesprochene „Ich" Christi: vom Ich des Abendmahles über dasjenige der Gethsemanestunde hin zum Königswort der Auffahrt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!" Seit Pfingsten antwortet dem „Ich" Christi das „Er" der Jünger. Verkünden die Engel am Anfang des Evangeliums: „Friede auf Erden!", so antwortet die Urgemeinde: „Er ist unser Friede!" Seit Pfingsten antwortet der Offenbarung des Herrn das Zeugnis der Kirche. Von dieser Tatsache lebt die Kirche bis zum heutigen Tag: daß sie Christus antworten, vielmehr, daß sie nachsprechen darf. Denn das ist Ausgießung des heiligen Geistes: Daß Gott, der Herr, selber unserem Geist seine Frohbotschaft verspricht, so daß wir sie nachsprechen können. Unter der Gnade des göttlichen „Ich" darf in Demut unser „Er" lautwerden. Eingehüllt in sein Zeugnis, zeugen wir.

So sicher nun aber das bekennende „Er" der christlichen Gemeinde als das Geschenk des heiligen Geistes gesprochen werden darf, als Gnadengeschenk, als Nach-Bezeugung der Bezeugung Gottes selber, nie eigenlebendig, nie eigengesetzlich, nie von eigenen Gnaden, so sicher ist diese Bezeugung Gottes an unserm Geist kein neutrales Reden, sondern eine Zuwendung, eine Anrede. Dürfen wir an Pfingsten die Selbstbezeugung Gottes in seinem „Ich" hören, so dürfen wir sie ausschließlich als Evangelium, als Frohbotschaft hören, das heißt, indem Gott „Ich" sagt, sagt er auch „Du", indem wir mit „Er" antworten dürfen, dürfen und können wir zugleich „unser" sagen: „Er ist unser Friede."

Darin besteht der Unterschied eben dieses Geistes von unserem Geiste: Wo unser Geist im besten Fall unser tiefstes Wünschen, aber sicher auch immer wieder unser Nichtwünschen und Nichtwollen bezeugen kann, da bezeugt Gottes Geist die Erfüllung, daß sein Wille geschehen ist. Wo unser Geist sich sehnt und seufzt unter der friedlosen Fremdlingsschaft unseres Drauflaufens, da schenkt uns Gott die Kindschaft. Die Emigration menschlichen Geistes und Leibes mündet ein (vielmehr wird eingerenkt) in die Hausgenossenschaft Gottes, nicht durch unser Verdienst, nicht durch unser Verstehen, auch nicht durch unser Verständlichmachen, sondern wie einer der Ersten so Beschenkten stammelt: „Plötzlich — vom Himmel her — ein Brausen."

Damit aber ist unser Geist, unser Leben nicht stillgelegt, sondern völlig beschlagnahmt für diese neue Existenz, da man zeugen darf, weil Gott für uns zeugt. Gerade in der demütigen Distanzierung unseres Geistes von „eben diesem Geist Gottes" erhält unser Geist eine neue Würde: die Würde der in der Barmherzigkeit dankerfüllten Dienstbarkeit. Es ist eine Dienstbarkeit, die, weil ihr die Realität der Vergebung geschenkt ist, dem Mitmenschen nur noch in dieser Realität begegnen möchte.

Noch blaut in der Tiefe der See, noch schimmert im Schöpfungsbild der Landschaft ein Gleichnisbild heimatlichen Friedens. Aber wo das Wissen um die schuld- und daher notvolle Wirklichkeit anderer Geschehnisbilder der Gegenwart unserem Geist leidvoll, sein Sehnen klar machte, da darf dieser Geist nun neue Wege wandern. Die ganze Schönheit dieser Sicht, die ganze Not und sündige Gebrochenheit hinter dieser Sicht, wir wissen sie jetzt beide eingeschlossen in den Frieden des Karfreitags und der Ostern, in den Frieden Jesu Christi. Weil Gott barmherzig ist, darf es nun unser Friede sein. Auf welche Weise? In freier Gottesherrlichkeit: „Eben dieser Geist bezeugt es unserm Geiste," in geheimnisvoller Gottesherrschaft: „Plötzlich — vom Himmel her — ein Brausen," in barmherziger göttlicher Einfachheit: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

D. Scheuner, Pfarrhelferin.

Nachrichten der Woche

Inland.

Kriegswirtschaftliche Maßnahmen. Die Lebensmittelrationen für den Monat Juni erfahren eine Herabsetzung im Hinblick auf die vermehrte Marktversorgung mit Frischgemüsen.

Das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement erklärt grundsätzlich über die Anlegung von Vorräten, daß diese, wie seit dem 4. September 1939, weiterhin gestattet sind, insoweit sie die normalen Bedürfnisse nicht übersteigen. Im allgemeinen gelten Vorräte, die für eine Dauer von 2—3 Monaten reichen sollen, als im Einklang stehend mit den gesetzlichen Vorschriften. Strafbar hingegen ist, die zugeteilten Rationen voll zu benützen, wenn dadurch die vorhandenen Vorräte dem Verderben ausgesetzt werden.

Um den Haushaltungen die Anlegung eines Notvorrats an Seifen und Waschmitteln zu ermöglichen, werden neben den ordentlichen Rationen mit sofortiger Wirkung bescheidene zusätzliche Mengen jeder Art freigegeben. Die Coupons dafür sind bis zum 5. Juli gültig.

Das Kriegstransportamt hat nun sämtliche Lager von Ueberseewaren, die in spanischen und portugiesischen Häfen mit Bestimmung für die Schweiz seit langer Zeit aufgestapelt waren, in die Schweiz abtransportieren können.

Die Schweiz hat nun auch noch für Australien und Neuseeland die Vertretung der Interessen in Japan übernommen.

Ausland

Papst Pius XII. richtete anläßlich seines 25. Jubiläums als Bischof an alle Staatsmänner einen Friedensappell.

Der Notenwechsel zwischen Amerika und Frankreich betreffend die amerikanischen Forderungen wegen der Inseln der Kleinen Antillen (Martinique, Guadeloupe) ist veröffentlicht worden. Er enthüllt die verschärfte Spannung zwischen den beiden Ländern. Frankreich zeigt sich zu weiteren Verhandlungen bereit, begründet aber seinen Widerstand mit der Innehaltung der Waffenstillstandsbedingungen.

In Holland sind über 2000 ehemalige niederländische Berufsoffiziere und Offiziersanwärter wieder in deutsche Kriegsgefangenschaft zurückgeführt worden, indem sich diese nach Erklärungen der Besatzungsbehörden des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig erwiesen hätten. Ferner wurden 460 Personen, die zum Teil früher im öffentlichen Leben gestanden sind, als Geiseln in Gewahrsam genommen. Alle diese Maßnahmen werden mit der Sicherung gegen einen Angriff im Rücken Deutschlands begründet. — Weitere 24 Personen wurden wegen Feindbegünstigung füsiliert.

König Christian von Dänemark beging am 15. Mai sein dreißigjähriges Regierungsjubiläum. — Der ehemalige dänische Landesminister und Vorsitzende der Konservativen Partei Christmas Møller ist mit seiner Familie nach England geflüchtet, wo er sich den sogenannten Freien Dänen und damit den Alliierten zur Verfügung stellte. Gemäß seiner Erklärung hoffe die überwiegende Mehrheit des dänischen Volkes auf einen Sieg der Alliierten.

Die Verhandlungen mit den interessierten Regierungen über die Griechenlandhilfe haben nun dazu geführt, daß mit der Aufnahme monatlicher Verschiffungen amerikanischen Weizens und Mehls nach Griechenland begonnen werden kann.

Kriegsschauplätze

An der Ostfront haben die deutschen und rumänischen Truppen die Halbinsel Kertsch vollständig besetzt. Die russischen Truppen bilden nur noch wenige Widerstandszentren. — Anderseits ist Marschall Timoschenko im Raume von Charkow zu einer großangelegten Offensive geschritten und hat auf breiter Front die vorderen deutschen Linien durchbrochen. Die Deutschen leisten mit großer Macht hartnäckigen Widerstand und es ist eine gewaltige Schlacht unter Anwendung des modernsten Kriegsmaterials und neuer Mittel entbrannt.

In Nordafrika herrscht weiterhin nur Spähtrupptätigkeit. Beide Seiten haben ihre Streitkräfte ganz erheblich verstärkt. — Im Mittelmeer weitere Aktionen der Luft- und Seestreitkräfte.

Im Westen haben die britischen Luftstreitkräfte wiederum Großangriffe gegen deutsche Industriezentren und Stützpunkte in den besetzten Gebieten unternommen. Bei einem Angriff gegen den deutschen Kreuzer „Prinz Eugen" in der nördlichen Nordsee soll dieser nach englischen Meldungen schwer beschädigt worden sein. Die deutschen Flugangriffe gegen England waren nur relativ geringfügiger Natur. Hingegen dauert die U-Boottätigkeit mit unverminderter Heftigkeit und wechselndem Erfolg an.

In Ostasien ist die Schlacht um Burma im wesentlichen entschieden. Die Ueberreste der britischen Streitkräfte haben sich nach Indien zurückgezogen, während anderseits die chinesischen Truppen im Gebiet des Salweenflusses noch erfolgreiche Gegenangriffe gegen die Japaner unternehmen. — In den australischen Gewässern nur vereinzelte Aktionen der See- und Luftstreitkräfte.

Wir lesen heute:

Arbeitsmarkt und Einschränkung der Frauenarbeit
Wohlfeile Waffe — wohlfeiles Leben
Friedensaufgaben in Kriegszeit

„Wirkendes Leben"

Von Haltung und Leistung der Quäker, vor, während und nach dem letzten Weltkriege

Meister Eckehart: Da ist das wirkende Leben etwas Besseres als das schauende, wo man in Liebe im Wirken ausschüttet, was man im Schauen eingebracht hat. So erst wird das wahre Ziel des Schauens erreicht ....

In der Mitte des 19. Jahrhunderts fängt neues starkes Leben unter den Quäkern an. Sie finden den Mut, sich wieder an große Aufgaben zu wagen. Das alte ängstliche Dahinleben, aus dem, auch wenn es von tiefer Religiosität erfüllt war, die sich aber nicht ins Leben umsetzte, nichts Starkes kommen konnte, wurde verdrängt von frischer Tatkraft, von Verantwortungsgefühl für soziale Mißstände, von Mut und Hoffnung. Die Quäker sonderten sich nicht mehr ab, sie legten sogar ihre alte Tracht und ihre alten Sitten ab, gingen dafür aber umso positiver an die vielen Aufgaben, die sich ihnen boten. Sie gründeten Arbeitsgemeinschaften für Erziehung, für Aeußere Mission, für Innere Mission, für Friedensarbeit, für Abstinenz, für Erwachsenen- und Sonntagsschulen. Es traten wieder Quäker im politischen Leben auf, im englischen Parlament waren sie in den letzten Jahrzehnten durch 5—6 Mitglieder vertreten, die meist der liberalen oder der Arbeiterpartei angehörten. Sie traten für Irland ein, für die Buren, für Indien, gegen den Weltkrieg.

Eine Hauptarbeit wurden ihnen die Erwachsenenschulen (Adult Schools) in England. Ursprünglich waren dies Abend- und Sonntagsschulen für Analphabeten, heute sind es Besprechungsabende für Arbeiter. Die Quäker sind wieder innig verbunden mit der armen Bevölkerung und ihren geistigen Nöten. Ein Name taucht da besonders auf: Cadbury. Er war es, der in einer Vorstadt von Birmingham die Quäkerhochschule Woodbrooke gründete, die fünf verschiedene Organisationen vereinigt: Woodbrooke, das Zentrum für religiöse und soziale Studien, mit einem internationalen Studentenkreis; Kingsmead, eine Missionarbildungsanstalt, Fircroft, eine Arbeiterhochschule, u. a. So gehen

Die Sache Christi geht mit der Sache des Volkes zusammen.

Cromwell

Marliese

2

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Eines Sonntagabends schlenderte ich gemächlich durchs Herrenholz hinaus. Etwa eine Stunde vorher war Marliese vom Haus weggegangen, und weil ich es am Lauern nicht fehlen ließ, konnte ich aus dem Schwatzen der Fluhbacherin herausnehmen, daß der Auftrag für die Lies nach Wartenwil hinüber ging. Eine schönere Gelegenheit, mit ihr einmal so richtig zu zweien allein zu sein, hätte sich ja kaum ausdenken lassen. Es stand nun so mit mir, daß ich um jeden Preis wissen mußte, woran ich mit ihr war.

Bereits dämmerte es ein wenig. Hin und wieder ging ich eine kleine Strecke weit zurück, denn es paßte mir besser, da im Walde mit dem Mädchen zusammenzutreffen als weiter hinten, wo es schon vereinzelte Gehöfte gibt. Einmal setzte ich mich so im Vorbeigehen auf das Bänklein beim Haldenbrunnen. Du kannst eigentlich auch ganz gut hier auf sie warten, dachte ich und machte mir vorsorglich einen passenden Anruf zurecht.

Ich hätte mir diese Mühe ersparen können. Ein Späherblick aus meinem Anstand belehrte mich, daß die von mir sehnlich Erwartete leider nicht allein kam; die Amalie Kleiner vom Gubelhof war bei ihr.

Ausgerechnet die vom Gubel, die mich einmal vor Jahren mit ihrer molligen Zutunlichkeit beinahe eingefangen hätte; bis ich dann beim ersten Kiltgang eine umgekehrte Stube vorfand und ein Tischtuch, von dem man noch den Speisenzettel der letzten Woche ablesen konnte.

Dumm, aber zu machen war da nichts. Einer wie mir schien sehr klugen Eingebung folgend, versteckte ich mich in dem filzdichten Weißtannenwuchs hinterm Bänklein. Mein Plan war, die Mädchen vorbeiziehen zu lassen und ihnen dann ungesehen nachzuschleichen, bis die Amalie beim Wegweiser nach dem Gubel abschwenkte.

Nun mußte natürlich wieder etwas quer gehen. Die Abendgängerinnen, statt sich des Weges zu befleißigen, setzten sich zur Rast auf mein Bänklein. So im ersten Schrecken hat sich mir das freilich gar nicht übel gereimt; gleichwohl ist dann an mir wieder einmal der Spruch wahr geworden: Ein Dreimalbedachter findet den Weg sogar um die Glückshagel herum.

Allerdings, den Schnauf hab ich ordentlich sparen müssen: die ahnungslosen Dinger waren mir so nah, daß ich sie durch die Grünmauer hindurch mit einer Hand hätte erlangen können. Mit Schwatzen haben sie anfänglich nicht viel Aufwand getrieben; aber dann ist die Amali einesmals ein bischen in Eifer gekommen: „Du kannst mir sagen, was du willst, zum Lachen ist es halt doch! Ich an deiner Stelle würde mir alles noch einmal überlegen."

„Lang besonnen, kurz gewonnen," gibt Marliese ausweichend zurück. Doch die andere ist nicht überzeugt. „Ich sag' dir nur das: Wenn die Knaben mit ihren Hungeraugen nach mir aus wären wie nach dir, ich wollte es klüger anstellen."

Marliese kommt nun gemach aus ihrer Gelassenheit heraus. „Ja, das Angaffen, das ist bei ihnen wohlfeil zu haben. Aber ihr Denken und Suchen geht nicht nach einer treuen Seel—. Mit ihrem Hunger meinen sie Fleisch, mit ihrem Verstand meinen sie Geld und Gütten, fette Ackerzelgen. Vielleicht hätte ich am Ende doch so um den Gottswillen irgendwo zu Gnade kommen können. Wär' das ein Schlecht für mich? Darauf bin ich nicht eingerichtet, in einem Herrenhaus das Häklein zu beugen und als Frau mit dem Magdlöffel zu essen."

Das Amali spielt sich immer noch als Ueberlegene auf. „Du weißt ganz gut, wo ich hinaus will. Es ist denn doch einer da, bei dem hängst du nicht an einem Faden, wenn du ihn herumbringen kannst. Ich muß dir nicht sagen, wen ich meine, du siehst ihn jeden Tag zwanzigmal. Er sei ja ganz hin von dir."

Nach einer kleinen Stille brennt die Marlies heftig auf: „Er ist wie die andern! Wenn keine Katz' um den Weg ist, ja dann bin ich für ihn so halb und halb vorhanden. Wenn's aber jemand sieht, so schämt er sich, seine Augen an mich hinzutun. Der alte Sonnenhofer hat einmal zu seiner Frau gesagt, laut genug, daß ich es über die Straße weg hören konnte: „Wenn der Jakob allenfalls mit der Roten da drüben im Ernst zusammenspannen will, so stell' ich ihm seinen Militärgaul vor den Stall. Er kann dann den Zweien, dem Knecht und der Magd, den Ziegenkarren ziehen."

Ich hätte jetzt wohl aus meinem Versteck hervorbrechen und sie an der Hand nehmen sollen: „Komm du, Ziegenerin! Komm — wir wagen es miteinander!" Ich Aff habe es mir überlegt. Ich bin hinter meiner Reisimauer gehockt. Ja, wenn halt das Amali nicht dagewesen wäre...

Der vom Gubel hat das, was sie von Marlies erfahren, gar nicht so übel gepaßt, das hab ich wohl gemerkt. Sie hat so ein wenig mit blöden Sprüchen um sich geworfen. Von der Männertreue, die ein seltenes Kraut geworden sei, und dergleichen mehr. Am Ende fragt sie die andere geradeheraus, ein bißchen schnippisch zwar scheinbar bloß nebenhin: „Aber du magst ihn doch?"

„Das war einmal!" kommt es nach einer Weile aus einem trockenen Lachen heraus. Und nun geht die Rede in ein eindringliches Flüstern über. „Warum sollte ich es nicht einem Menschen bekennen dürfen — jetzt, wo alles vorbei ist? Ich bin vom ersten Tage an so von ihm gebannt gewesen, daß ich manchmal vor mir selber zusammenfahren mußte. Gewiß hat meine Mutter, vor ihrem Abscheiden mit lieber, ernsthafter Lehre nicht gespart, und ich habe ihr Bitten in mich hineingetan. Ihre treue Sorge ist mit meinen neunzehn Jahren gleichsam zusammengewachsen. Dennoch wären Trotz und Beständigsein damalen vor einem lieben Wort zu nichts zerflossen. Er hätte in meine Kammer kommen können, ich hätte ihn angelächelt. Mein zartes Jungsein, meine heilige Zeit — nichts wäre mir für ihn zu gut gewesen. Er hat mich verachtet. Als Magd habe ich müssen an ihm vorbeigehen. Nur für einen Lippenscherz hat es gereicht bei ihm. Ich bin froh, daß ich nun alles aus meiner Seele herausgerissen habe, wie man ein Unkraut aus der Erde reißt. Es hat mir keine Mühe gemacht, so wie ich jetzt stehe. Wenn er heut vor mir niederknien würde, ich könnte lachen. Schon darum könnte ich lachen, weil ich mich ja von ihm abkehren, weil ich wie ein Wild von ihm weglaufen müßte — — und wenn es in ein kaltes Wasser wäre... Aber komm jetzt, es wird Nacht."

Die Mädchen sind richtig ihrer Wege gegangen. Ich bin noch eine Weile ohne Gedanken, ja wie angeschraubt an meinem Platze stehen geblieben. Aus dem Dickicht endlich herausstretend konnte ich trotz der zunehmenden Dunkelheit wahrnehmen, daß Amali beim Wegweiser nicht nach dem Gubel abbog, son-

von den Quäkern wieder Kräfte aus, die weitgehende Wirkung haben.

Eine neue hohe Zeit aber für die Quäker brachte der Weltkrieg 1914—18. Da gab es genug zu tun für sie, noch dazu unter Gefahren; es regte sich der alte kämpferische Quäkergeist... Kampf dem Uebel, der Not, der Vernichtung. Kampf aber auch dem Kriege selber.

In den ersten Kriegsjahren waren „Freunde" bei allen Hilfswerken, als Sanitäter an der Front und bei allen Hilfsstellen der Heimat tätig. Gleich bei Kriegsausbruch nahmen sie sich der feindlichen Ausländer in England an, die nun alle heimat- und brotlos geworden waren. Die Freunde schafften Unterkunft, Arbeit, Essen, Bekleidung, sie suchten all die Gesuche und Fragen zu befriedigen, sie brachten Mädchen und Kinder nach Deutschland hinüber, solange es noch möglich war. Sie brauchten zu ihrem Liebeswerk enorme Summen, aber sie brachten sie auf. Dann suchten sie den Gefangenen, besonders den Internierten auf der Insel Man Erleichterung zu verschaffen, durch Einrichtung von Werkstätten und Ausstattung mit Werkzeugen und Rohstoffen. Sofort wurden sie auch an die Front gerufen. Wo die Marneschlacht wütete, gab es im weiten Umkreis zerstörte Dörfer, verlassene Aecker, heimatlose Menschen. Da hieß es, Kleidung und Schuhwerk beschaffen, provisorische Häuser und Baracken zu bauen, Herbergen und Entbindungsanstalten einzurichten. Den Bauern mußte geholfen werden, ihr Land wieder zu bearbeiten und die Zerstörungen zu beseitigen. Welch herrliches Liebeswerk konnten die Quäker da tun.

In Belgien und Holland richteten die Quäker Büros ein zur Hilfe für die belgischen Flüchtlinge. Am tiefsten aber packte sie die Not der russischen Bauern. Eine Kundschafterabteilung englischer Quäker reiste nach Rußland, um zu sehen, wie man helfen könne, und sie erreichte es bei der russischen Behörde, daß man ihre Hilfe annahm. Hunger, Hunger ... Suppenküchen, Werkstätten, Waisenhäuser, Kinderkolonien entstanden, wo die Quäker waren. Es war ein furchtbarer Kampf gegen die Not, die im Jahre 1917/18 aufs Höchste stieg. Damals reichte die Kraft der Quäker, dieser kleinen Gemeinde helfender Menschen, nicht mehr aus, um die russischen Bauern vor dem Verhungern zu retten, so große Geldmengen sie auch aufbrachten, um Saatkorn zu kaufen, um zu helfen, zu dienen...

Inzwischen arbeiteten die jungen Quäker, die aus ihrer Ueberzeugung heraus nicht kämpfen wollten, aber doch dort sein wollten, wo Gefahr ist, am Lazarettdienst an der Front, auf Lazarettzügen und Hospitalschiffen. Ihrer Arbeit wurde dadurch ein Ende bereitet, daß der größte Teil von ihnen 1916, als England die allgemeine Wehrpflicht einführte, zum Kriegsdienst einberufen wurde. Da sie sich weigerten, wurden sie gefangen gesetzt. Diejenigen, die im Hilfsdienst bleiben konnten, zogen es doch vor, wegzugehen, als die militärische Kontrolle der Hospitalschiffe kam, als diese zum Schutze gegen die Unterseeboote mit Kanonen versehen wurden. Es schien ihnen nun, daß sie mit ihrer Arbeit letzten Endes doch dazu beitrugen, den Krieg zu unterstützen, den sie aus tiefster Ueberzeugung ablehnten. Die Zahl der gefangenen Quäker betrug 1919 bei der Freilassung 5596.

Schwer ist die Dienstverweigerung der Quäker angegriffen worden. Hätten sie nicht in solchen Zeiten höchster Not auf dem Posten bleiben müssen bei ihrem leidenden Brüdern? Aber viele Quäker fühlten gerade jetzt darin ihre höchste Aufgabe, mit ihrem Protest den Krieg selber anzuklagen. „Der unverständliche Absolutist ist ein Mann, dem die Sündhaftigkeit des Krieges so schauerlich offenbar ist, daß er gegen ihn kämpfen muß, um die durch seine Gewalt gebundene Menschheit zu befreien — kämpfen wie sonst niemals und wie gegen nichts im Leben. Er fühlt, daß Geringeres ein Schwimmen mit dem Strom, nicht aber ein Anstemmen gegen die Flut bedeuten würde. Er muß ihr die Brust entgegenstemmen, um der andauernden Versuchung, in Ermüdung schwach zu werden, widerstreben zu können und nicht hineinzutreiben in das ruhige Fahrwasser des Hilfsdienstes, der gewiß gut, nützlich und einleuchtend sein mag, aber für ihn etwas Geringeres als den äußersten Kampf gegen die Flut bedeuten würde. Absonderung ist nicht der Weg des Dienstes, welchen er sich erwählt haben würde, bei weitem nicht. Seine Einsamkeit aber ist geheiligt durch den Glauben, daß er in der Tat mitwirkt, die Welt vom Kriege zu befreien... Unser Kämpfen hält die Tür zur Freiheit offen; wenn sie sich schließt, sinkt die Nacht des Rückschritts und der Unterdrückung für ungezählte Generationen über Europa nieder. ..."

So dachten die einsamen, von der Arbeit und Hilfe abgeschnittenen Quäker in ihren Gefängnissen und fühlten sich auf ihrem Posten wie der Soldat in der Schlacht.

Und kaum wurden ihre Gefängnistüren geöffnet, so fanden sie sich wieder zur Liebestat. Die hungrigen Kinder der besiegten „Feinde", die deutschen Kinder wurden zuerst gespeist, und verwundert sah man in Deutschland, daß es noch etwas anderes auf der Welt gab, als triumphierende Sieger, ausgehungerte Besiegte und Menschen, die einander haßten. Waren es nicht auch Quäker, die sich auf den Schlachtfeldern der Marne, inmitten der ungeheuren Verwüstung zusammenfanden, um das Werk des Zivildienstes, des internationalen Hilfsdienstes zu gründen? Wo jahrelang nur Vernichtung und Dunkel geherrscht hatte, da leuchtete nun wieder dieses stille innere Licht, das durch nichts verlöscht werden konnte.

Nichts ist uns nötiger in unserer verworrenen dunklen Zeit als dies stille göttliche Licht, als diese kleine Flamme der Liebe in wenigen Menschen, die uns die Gewißheit gibt, daß hinter allem Grauen doch noch die Liebe ist und daß sie allein durchhalten wird, wenn alle anderen Lichter verlöschen. „Und lebte der Mensch auch tausend Jahre, er könnte immer noch zunehmen an Liebe", sagt Meister Eckehart.

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.
Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.-. Pension ab Fr. 11.-. Spezielle Arrangement für längeren Aufenthalt. Tel. 4 13 88.

Dir. **G. E. Lussy.**

Arbeitsmarkt und Einschränkung der Frauenarbeit*

I. Der Arbeitsmarkt

Für die Behandlung dieses Themas seien erst einige Angaben über die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt vorausgeschickt, um dann auf Grund dieser Feststellungen zu untersuchen, ob es im Interesse unseres Landes gerechtfertigt wäre, die Frauenarbeit einzuschränken, wie dies heute aus Angst vor drohender Arbeitslosigkeit von vielen Seiten verlangt wird.

Dazu ist es nötig, sich einmal Rechenschaft zu geben über die zahlenmäßige Bedeutung der Frauenarbeit in unserm Wirtschaftsleben.

Man begegnet immer ungläubigem Staunen, wenn man Gegner der Frauenarbeit, die von ständig zunehmender Frauenarbeit reden und schreiben, darauf hinweist, daß seit vielen Jahren die Frauenerwerbsarbeit in ihrem Verhältnis zum Total der Erwerbstätigen gleich geblieben ist. Es ist jedoch eine durch die Statistik bewiesene Tatsache, daß seit etwa fünf Jahrzehnten die Frauen mit geringen Schwankungen rund einen Drittel aller Erwerbstätigen ausmachen. In guten und bösen Zeiten, bei Hochkonjunktur in den Jahren 1928 und 1929 und bei größter Arbeitslosigkeit (1935/36) hat sich dieses Verhältnis nicht geändert. Es sind nur Verschiebungen von Berufsgebiet zu Berufsgebiet eingetreten, die ohne weiteres zu erklären sind, indem sich einzelne Erwerbszweige entwickelt haben, andere im Rückgang begriffen sind.

Darüber, wie sich die Frauenarbeit auf die verschiedenen Gebiete verteilt, belehrt uns die Volkszählung. Dazu seien die Zahlen von 1930 benützt, da die neuesten noch nicht erhältlich sind. Aber auch diese früheren Zahlen geben uns einen Anhaltspunkt.

In der Schweiz sind 611,000 Frauenerwerbstätig; davon 52,000 in der Landwirtschaft (Bäuerinnen nicht mitgezählt), 215,000 in der Industrie und im Handwerk, 96,000 in Verwaltung, Handel, Bank, Versicherung (davon rund 35,000 Verkäuferinnen), 67,000 im Gastgewerbe, 17,000 in der Gesundheitspflege, 15,000 im Unterricht, 36,000 in freien und gelehrten Berufen, 133,000 in der Hauswirtschaft.

Schon allein die große Zahl von Frauen in Industrie und Gewerbe zeigt uns deutlich, daß die Frauenarbeit für unser Land eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist, immer gewesen ist und es sicher auch in kommenden schwereren Zeiten bleiben wird. Es ist ausgeschlossen, die Frauen in größerem Umfang durch Männer zu ersetzen, weil überhaupt nicht genug Männer vorhanden wären, selbst in Zeiten größter Arbeitslosigkeit nicht, ganz abgesehen von der besseren Eignung der Frauen für eine ganze Reihe von Arbeiten und Verrichtungen.

Die Zahlen über die Arbeitslosigkeit geben uns weitere Anhaltspunkte für die Beurteilung der weiblichen Arbeitskraft. Schon während der letzten Krise und seither bis auf den heutigen Tag waren die Frauen von der Arbeitslosigkeit weniger betroffen als die Männer. In der Schweiz hatte die Arbeitslosigkeit den Höchststand im Januar 1936 erreicht. Damals zählte man 124,000 Ganzarbeitslose und davon waren nur 11,000 Frauen, das heißt nicht ganz 9 Prozent. Beim Ansteigen der Konjunktur ging dann die Arbeitslosigkeit der Männer stärker zurück als jene der Frauen. Aber immer waren die arbeitslosen Frauen in der Minderzahl, nicht nur absolut, sondern meist auch relativ.

Dank der regen Wirtschaftstätigkeit ist nun in den letzten zwei Jahren die Arbeitslosigkeit auf ein noch kaum je erreichtes Minimum gesunken. Nun darf man natürlich nicht vergessen, daß immer noch eine große Zahl von Männern als Soldaten im Dienste der Landesverteidigung stehen, und daß bei verschiedenen Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung ständig eine größere Zahl von Arbeitslosen beschäftigt wird, so bei Notstandsarbeiten, im freiwilligen Arbeitsdienst etc. Ferner befindet sich eine größere Zahl von Männern freiwillig in den Arbeitskompagnien.

Bei diesen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sind insgesamt über 20,000 Mann beschäftigt. Ohne diese Maßnahme wäre also heute die Arbeitslosigkeit doch etwas größer. Trotz allem muß festgestellt werden, daß unsere Wirtschaftslage heute noch gut ist, wenn auch durch andauernde Transporthemmnisse und Schwierigkeiten die Rohstoff- und Materialbeschaffung stark behindert.

Gegenwärtig sind die weiblichen Arbeitskräfte noch fast in allen Berufsgebieten sehr begehrt, sowohl in der Industrie, wie im Gewerbe und vor allem in den Büroberufen. Noch nie kamen lehrentlassene junge Schneiderinnen so rasch in Arbeitsstellen unter. Noch nie ist es vorgekommen, daß die Schweizerische Kaufmännische Stellenvermittlung mehr weibliche als männliche Bewerber vermittelte, wie dies 1940 der Fall war, nämlich 1236 Männer und 1378 Frauen. Noch deutlicher sprechen die Zahlen der offenen Stellen, von denen für Männer 1734, für Frauen 2135 gemeldet waren. Die Betriebsinhaber wünschten also von sich aus mehr weibliche Arbeitskräfte. Diese Tendenz hielt im ganzen Jahre 1941 an. Es gibt heute sozusagen keine stellenlosen Bürolistinnen. Besonders die jungen Handelsschülerinnen gehen weg wie frische Weggli.

Eine Frage für sich sind allerdings die älteren Angestellten. Sie finden auch dann, wenn sie tüchtig und noch voll leistungsfähig sind, nur mit Mühe eine Anstellung.

In manchen Gegenden ist die Nachfrage nach Industriearbeiterinnen immer noch so stark, namentlich nach jungen, daß die Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst in ihrer Propaganda eine gewisse Zurückhaltung üben muß, um es mit den Industriellen nicht zu verderben, namentlich in Gegenden mit gut beschäftigten Industriezweigen. Neben der Metall- und Maschinenindustrie, die infolge der Kriegsaufträge Hochkonjunktur hat, ist z. B. die Textilindustrie immer noch verhältnismäßig gut beschäftigt. Es sind nur vereinzelt und vorübergehend Betriebseinschränkungen nötig geworden. Im Maße wie die Vorräte zurückgehen, werden Ersatzstoffe verarbeitet, und bei der Herstellung dieser Kunststoffe, Zellwolle, Kunstseide etc. können zusätzliche Arbeitskräfte beschäftigt werden. Zur Zeit der Einfuhr ausländischer Rohstoffe fielen solche Arbeiten weg.

Zu erwähnen sind ferner jene Berufsgebiete, in denen ein ausgesprochener Mangel an weiblichen Arbeitskräften herrscht. Im Hausdienst ist nach wie vor zu bestimmten Jahreszeiten der Bedarf an Hausangestellten größer als das Angebot. Im Gastgewerbe, das infolge des Krieges empfindliche Frequenzeinbußen erleidet (große Häuser sind vielfach geschlossen, nur kleinere haben befriedigenden Zuspruch), ist das Personal zu einem großen Teil in andere Berufsgebiete abgewandert, so daß in der Saison Knappheit und beim weiblichen Küchenpersonal ausgesprochener Mangel herrscht.

Daß die Landwirtschaft heute mehr als je unter Mangel an Hilfskräften leidet, ist zur Genüge bekannt, so daß dies nur der Vollständigkeit halber erwähnt sei. Den Mehranbau spüren auch die Gärtnerinnen, die mehr als je gesucht sind.

Ein gänzlicher Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage ist etwas Unmögliches und daher weist unsere Wirtschaft zu allen Zeiten nebeneinander beides auf: Arbeitslosigkeit und Mangel an Arbeitskräften. Natürlich sucht man den Ausgleich so gut wie möglich zu erreichen, und in der Theorie scheint dies gerade heute nicht allzu schwer. Man stellt sich vor, man müßte ganz einfach die Arbeitslosen in der Landwirtschaft unterbringen. Aber wir wissen gut genug, daß dies in der Praxis aus vielen Gründen nicht so einfach ist. Abgesehen davon, daß die Landwirtschaft die zusätzlichen Hilfskräfte nur vom Frühling bis zum Herbst benötigt, passen längst nicht alle Arbeitslosen für die Arbeit auf dem Lande. Immerhin, man tut das Mögliche, auf freiwilligem Wege und durch Zwangsmaßnahmen. Ein Anfang in dieser Richtung ist letzten Sommer zum erstenmal gemacht worden durch Anwendung der Verordnung des Bundesrates über die Arbeitsdienstpflicht (vom 17. Mai 1940). Nach dieser Verordnung können Männer und Frauen vom 16. Altersjahr an zum Arbeitsdienst im Interesse des Landes verpflichtet werden, Männer bis zum 65., Frauen bis zum 60. Altersjahr. Kraft dieser Verordnung wurden vom März bis Juni 1941 3887 Männer und 462 Frauen für die Landwirtschaft aufgeboten. Daß die Zahl der Frauen so viel kleiner war, zeigt auch wieder, daß weniger arbeitslose Frauen vorhanden waren.

Es ist damit zu rechnen, daß nächsten Frühling und Sommer für den Mehranbau eine noch größere Zahl von Leuten für landwirtschaftliche Arbeiten aufgeboten werden müssen.

Falls aus Rohstoffmangel oder gar aus Mangel an elektrischer Energie Betriebe reduzieren oder schließen müßten, würden die entlassenen Arbeiter und Arbeiterinnen jedenfalls in erster Linie für Arbeiten auf dem Lande beigezogen, soweit sie dafür geeignet und versetzbar sind.

Wir wissen nicht, wie lange in den einelnen Industriezweigen die Vorräte ausreichen und gestreckt werden können, und ob in genügendem Ausmaß Ersatzstoffe zur Verfügung stehen. Wir wollen nicht ängstlich sein, aber wir müssen uns doch auf eine größere Arbeitslosigkeit gefaßt machen und uns darauf vorbereiten. Die Behörden tun dies, soweit es in ihrer Macht steht. Bund, Kantone und Gemeinden haben Arbeiten zurückgestellt, um sie im Notfall ausführen zu lassen. Der Exportförderung wird größte Aufmerksamkeit geschenkt. Alle vorsorglichen Pläne können aber nur in dem Maße ausgeführt werden, als die Materialvorräte und Zufuhren dies gestatten. Das Fehlen von Kohle und Eisen könnte uns von einem Tag auf den andern einen Strich durch die Rechnung machen. Diese beiden sind unsere allerwichtigsten Rohstoffe.

Wenn der gefürchtete Moment kommen sollte und Arbeitslosigkeit eintritt, so ist immer noch zu hoffen, daß nicht alle Erwerbszweige zu gleicher Zeit betroffen würden, so daß neben darniederliegenden auch aufnahmefähige Gebiete vorhanden wären und durch Verschiebungen und Versetzungen immer wieder einer Anzahl unserer Mitbürger Arbeit verschafft werden könnte. Am guten Willen der zuständigen Amtsstellen und Behörden ist nicht zu zweifeln.

Eines ist uns klar: daß Liebhabereien und persönliche Wünsche immer weniger Berücksichtigung finden werden, und daß man sich einfach für jede Arbeit wird bereit erklären müssen, der man körperlich und geistig einigermaßen gewachsen ist.

Die Erfahrungen des letzten Krieges und der jetzigen Mobilisationszeit haben uns gezeigt, daß Umstellen, Anpassen, sich an Neues gewöhnen, den Frauen im allgemeinen leichter fällt als

* Nach einem Referat von Anni Mürset, im Verein für Frauenstimmrecht, Basel.

---

dern die Marlies weiter nach dem Dorfe hin begleitete. Ich erschrak nicht hierüber. Wo hätte ich die rechten Worte ausgraben müssen, jetzt, in meiner Aufgewühltheit? Daß es mir geschenkt sein würde, Marliese wieder zu mir zu kehren, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Schon morgen vielleicht, wenn mir das Glück hold war! Wie ein Traumwandler schritt ich meinen Weg. Mir war, als sei ich zum zweitenmal auf die Welt gekommen. Ein wenig besser, ein wenig bescheidener.

Als ich heimkam, war mein Vater noch allein in der Stube. Ich setzte mich ihm gegenüber an den Tisch und sagte trocken und klar: „Daß du es also weißt, ich werde die Marlies heiraten. Keine andere als die."

Er sah nicht einmal vom Zeitungsblatt auf, in dem er gelesen hatte. Sein Spruch klang gar nicht so, als ob er es mit einer Ueberraschung zu tun hätte, aber klein und ergeben: „Müßt ihr am Ende schon?"

Zuerst wollte ich heftig aufbrausen, doch ein scheuer Blick über den Tisch hin zwang mir Beherrschung auf. „Ich sage, daß ich sie heiraten will, sonst nichts. Das andere wird dann auskommen."

Er besann sich eine Weile. „Gut — wird man halt das Kalb schlachten, wird man einen Kranz ans Türgericht nageln müssen. Der Sonnenhof kann die Ehre schätzen — obschon bis jetzt keine Magd darin das Hausrecht bekommen hat. Wir reden dann übrigens noch über diese Sache."

„Ja, man kann darüber reden, es ist mir recht." Damit stand ich auf und sagte mein Gutnacht. Er blieb ohne Bescheid an seinem Platze sitzen.

Drüben in Marliesens Kammer brannte das Licht an diesem Abend länger als sonst. O — wenn ich es ihr jetzt leis hätte ins Ohr hineinflüstern können: „Du — es ist dann nicht so, wie du gemeint hast, du Liebe..."

Am Morgen mußte ich früh mit einem Fuder Stroh, das wir schon am Samstag geladen hatten, in die Stadt fahren. Während ich nach meiner Heimkehr etwas verspätet das Mittagessen einnahm, trat der Vater in die Stube. Er stand erst eine Weile am Fenster und trommelte mit den Fingern leicht an einer Scheibe; dann sagte er, ohne sich nach mir umzusehen: „Dein Gespuri ist denn also abgefahren. Mit Sack und Plunder. Die Her ist frech genug gewesen, mir einen Gruß an dich aufzutragen. Daran will ich ihr denken."

Ich legte Gabel und Messer beiseite. Was mir durch den Kopf schwirrte, das mußte brühwarm heraus.

„Wenn du meinst, es sei mit dem Fortspedieren getan, dann kennst du mich noch nicht."

Er wandte sich mit einem Ruck vom Fenster ab und trat an den Tisch hin. „Komm mir noch ein einziges Mal auf diese Art, und du kannst deine Siebensachen auch zusammenlesen!"

„Von selber ist so etwas nicht gekommen", wollte ich halb verschüchtert noch vorbringen; das Wort blieb mir im Halse stecken. Ich hatte meinen Vater noch nie so außer sich gesehen. Sein Atem ging keuchend; aber er raffte sich zusammen und ging hinaus.

Nachher erfuhr ich durch meine Schwester Anna das Nähere. Die Marliese habe heute früh ganz unerwartet ihre Stelle gekündigt und sich unter Verzicht auf einen Monatslohn fortgemacht. Ohne Grund, ohne irgendein erklärendes Wort. Henaners Knecht habe sie samt ihrem Zeuglein nach der Station fahren müssen. „Ja, man ist halt eben doch nie ganz aus ihr gekommen," ergänzte Anna ihren Bericht. „Mit mir zum Beispiel hätte sie auch viel netter sein können."

Während ich in den nächsten Tagen Haberstopeln umbrach, durfte mein Gespann am Furchenziel jeweilen ziemlich lange Rast halten, bis es mir einfiel am Leitseil zu zupfen: „Hoho, Choli, Bertrand! Hüft! Studieren gilt nicht!" Dabei füllte ich selber doch die ganze liebe Zeit mit Studieren aus.

Es wollte im Dorf kein Mensch wissen, wohin Fluhbachers Magd gegangen sei. Der Friedberger David vermutete, sie sei irgendwo als Kellnerin eingetreten. Natürlich, die werde schon ziehen bei den „Beissern", die werde schon Trinkgeld machen. Die Fluhbacherin, an die ich einmal eine behutsame Frage richtete, gab mir eine wenig behutsame Antwort: „Du weißt wohl am besten, wie da die Sachen stehen. Euch zweien kommt man dann schon einmal auf die Schliche, man muß nur warten, bis die Zeit da ist."

Mein Vater hatte vorläufig mir gegenüber nichts mehr verlauten lassen; das war mir eigentlich recht, ich wollte den Krieg erst dann wieder aufnehmen, wenn ich mit Marliese im reinen war. Aber da lag eben der große Haken: sie war und blieb verschwunden.

Das Endergebnis meiner Pläne und Beratungen war immer dasselbe: kann dir jemand auf den Weg helfen, so ist es die vom Gubel. Wenn es halt nur nicht eine so fähzornige Sache für mich gewesen wäre, dort oben anzuklopfen.

Meine Unruhe wuchs von Tag zu Tag. Die geheime Hoffnung, es würde nach und nach doch irgend etwas durchsickern, erfüllte sich nicht. Zweimal stand ich abends beim Zunachten am Rande des Fahrhölzchens, wo man vom Gubelhofe kaum noch hundert Schritte entfernt ist. Ich brachte die hundert Schritte nicht hinter mich.

Am Sonntagnachmittag erzählte mir unser Nachbar, daß der Kleiner auf dem Gubel, der als Pröbler bekannt war, sich jetzt einen neuen Dengelapparat habe aufschwatzen lassen und damit richtig wieder angeschmiert worden sei. Nicht einmal im butterweichen Embgras halte der Schnitt, es sei eine richtige Lumpenmaschine.

Eine halbe Stunde nach dem Mittagessen stand ich bereits unterm Vordach der Gubelscheune und ließ mir vom Kleiner die Handgriffe des neuen Apparates zeigen. „Ich habe wirklich auch schon mehr als einmal darüber nachstudiert, ob man sich die zeitraubende Arbeit des Sensenbengelns nicht durch eine Maschine ersparen könnte," log ich munter daher, ich hatte das Gestälein vorher fast auswendig gelernt. Ein lauernder Blick aus den schiefen Augen des Gubelbosers belehrte mich zwar, daß er den Schwindel nicht für voll nahm. Nichtsdestoweniger machte er mich mit viel erklärendem Aufwand mit der Handhabung des verhetzten Apparates vertraut. „Ich kann ihn jedem fortschrittlichen Landwirt nur bestens empfehlen," sagte er. Amals stand daneben und hörte mit erheucheltem Interesse zu. Ihre Augen fragten mich im Verstohlenen, halb belustigt, halb lauernd: „Gibt du nun wirklich dem verrückten Dengelgeschirr zulieb gekommen? Gibst du mir nicht an."

Item, die Komödie ging ja einmal zu Ende. Der Kleiner strahlte vor Genugtuung, jemanden auf den Leim geführt zu haben. Er nahm auch sichtlich befriedigt davon Notiz, daß mich Amali, ganz meiner Erwartung gemäß, noch ein wenig durch den Wald hinaus begleitete.

Nach einigem nichtssagenden Hin- und Herreden rückte ich mit meinem Anliegen aus. Ob sie vielleicht als Freudin darum wisse, weshalb die Marliese so plötzlich aus dem Dorfe verschwunden, und ob sie inzwischen anderwärts in Stellung getreten sei.

den Männern. Das ist ein Vorzug, der in solchen Zeiten ein wertvolles Plus bedeutet und mit dazu beiträgt, daß die Frauen im ganzen gesehen weniger stark von der Arbeitslosigkeit betroffen werden. Wir dürfen hoffen, daß dies auch wieder der Fall wäre, wenn unsere Lage wirklich schlimm werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wohlfeile Waffe — wohlfeiles Leben

Schußwaffen stellen in dem Maße eine Gefahr für das Menschenleben dar, wie sie ihm Schutz der Sicherheit bedeuten. Wo aber Lebensgefahr für die Allgemeinheit besteht, sollte nach Möglichkeit für eine gewisse Sicherung gesorgt werden. Dies ist auch vielfach der Fall. Das Leben ist ja eines unserer höchsten Güter (vielen bedeutet es sogar das höchste!), und dies kommt in Recht und Gesetzgebung auch weitgehend zum Ausdruck. Wie wir uns als Gesamtheit zu dem uns anvertrauten Menschenleben verhalten, es werten, hüten, in seiner Auswirkung unterstützen, es schützen, das ist ein Maßstab für unseren Kulturstand.

Wenn aber Waffen immer noch leichterdings gekauft werden können, um sich gegen ein Menschenleben zu richten und es leichtsinnig zu vernichten, so läßt dies den Rückschluß zu, daß wir diesem noch nicht in jeder Beziehung den Wert zubilligen, wie wir es ihm schulden, und für den wir auch verantwortlich sind. Hier klafft noch eine Lücke. Daß sie in unserer Gesetzgebung immer noch klafft, nachdem schon viele solche Fälle nach einer gesetzlichen Regelung dieser Verhältnisse verlangten, ist unverständlich.

Nun ist es wieder vorgekommen, daß ein Menschenleben diesem Umstand zum Opfer gefallen ist. Nur auf einen Ausweis hin, der seine Identität als Schweizer feststellte, konnte sich der aus Eifersucht handelnde Mann, trotzdem er vorbestraft war, in Basel einen Revolver ersehen, um in Zürich die Mordtat auszuführen.

Gewiß schützt kein Gesetz vor Affekthandlung, aber die Folgen würden sicher in vielen Einzelfällen nicht diesen Ausgang nehmen. Es ist unbegreiflich, wie trotz der vielen Vorkommnisse solcher Art die Gesetzgebung die Regelung des Waffenhandels noch nicht aufgenommen hat.

Dieser neue Fall zeigt auch die Notwendigkeit einer solchen Regelung auf eidgenössischem Boden. Es ist nach diesem Beispiel absolut ungenügend, wenn auf kantonaler Grundlage etwas unternommen wird, wie es nun im Kanton Zürich der Fall sein soll. Es ist damit nur zu erhoffen, daß in Bälde andere Kantone sich diesem Vorgehen anschließen werden.

Für uns Frauen ist es selbstverständlich, das Leben zu schützen, wo immer Möglichkeiten bestehen. Soll es am Ende unserer aktiven Mitarbeit vorbehalten bleiben, hier einzugreifen? —

Friedensaufgaben in Kriegszeit

gs. Sprechen wir damit von etwas Unreal m, von einer Gedankenferne her, in welcher man die furchtbare Wirklichkeit, die Krieg heißt, nicht richtig erfaßt und erlebt, oder daraus nicht schließen kann, daß auf alle Fälle diesmal der Friede nicht gemacht wird, sondern verdient werden muß?

Verdienen wir aber den Frieden, die wir nicht im Kriege stehen, nicht eigentlich wissen, was er von andern an blutigen Opfern verlangt? Ja, könnte man uns nicht eines Tages sagen, daß uns das Beiseitestehen — einst als Bevorzugte des Schicksals nun auch weiterhin anstehe, wenn es um die Neuordnung geht?

Es kommt ganz darauf an, von welchem Standpunkt aus wir diese Friedensaufgaben anpacken. Nicht vom Postament des Besserwissers, des Propheten, desjenigen, der von schuldig und unschuldig zu sprechen wagt. Sie alle sind unschuldig, die an den vielen Fronten ihr Leben einsetzen müssen! Wir, denen uns der Friede immer noch geschenkt geblieben ist, wollen ihn gerade deshalb mitverdienen helfen, uns dafür verantwortlich fühlen, daß er wieder einmal alle Nationen verbindet. Diese Idee, diesen Glauben wollen wir der Zukunft erhalten, sie wie eine Fackel weitertragen, es ganz einfach als Aufgabe betrachten, am Frieden zu arbeiten. So wie Kant sagt: „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe."

Ueber diese unsere Aufgaben sprach am 18. Mai in einer

„Besinnungsstunde"

in der Peterskirche Dr. Fritz Wartenweiler zu einer großen versammelten Gemeinde, die auf Einladung der Zürcher Frauenzentrale herbeigeströmt war, um den Eröffnungstag der ersten Friedenskonferenz im Haag zu begehen.

Am Völkerbund, der über diesen Frieden hätte wachen sollen, sind wir alle schuldig geworden. Es war überhaupt nicht Friede. Nur aus Unfrieden entsteht Krieg. Wenn wir uns aber einen wahren Frieden erkämpfen wollen, so muß Jedes bei sich selber anfangen, indem „es den Frieden selbst im Herzen trägt." (G. Keller.) Wir müssen uns aber auch als Nation auf uns selber besinnen: „Einzig ein Volk, das in sich selbst den eigenen Frieden verwirklicht, wird die Völker zum Völkerfrieden führen." (Max Huber.) Dazu müssen wir uns vor allem an die

Grundlagen der Friedensordnung

halten. Solche Grundlagen sind einmal Recht und Gerechtigkeit für alle. Darnach sollen wir unser eigenes Leben im Staate aufbauen. Es gehören dazu: Glaube an den Frieden, an das Recht, an die Liebe. Wir verstehen darunter auch die Berücksichtigung der gesetzmäßigen gegenseitigen Abhängigkeit in der gesellschaftlichen Ordnung und Organisation, als Koordination, nicht Subordination, als Verpflichtung des Stärkeren dem Schwächeren gegenüber.

Treue zum Land, zur Verfassung, zur Armee ist das Fundament, um geistig und wirtschaftlich als Schweiz und als Schweizer durchzuhalten. Dieses Durchhalten gilt nicht nur im Sinne reiner Selbsterhaltung, sondern um der Idee willen. Denn eine solchermaßen gestaltete Schweiz ist für Europa eine Notwendigkeit. Wir müssen sie aber erarbeiten. Also nicht nur „die Schweiz den Schweizern!", sondern: die Schweiz für Europa. Das heißt auch, daß wir unsere geistige Aufgabe praktische Tat werden lassen.

Während des spanischen Bürgerkrieges haben sich 18 Staaten der Kriegsopfer angenommen. In Frankreich sehen sich heute nur noch zwei eigentliche Helfer einem noch viel größeren Elend gegenüber: die Organisation der Quäker, und die Schweiz. Die Säuglingssterblichkeit ist dort nach offiziellen Angaben auf 50 Prozent gestiegen. Die Brotration von 125 Gramm pro Tag ist schmal genug, und doch ist sie die einzige, die — wenigstens zu einem Bruchteil von 30 bis 40 Gramm — regelmäßig zur Verteilung gelangt. Aus tiefstem Herzen mitleiden und aus diesem Empfinden heraus Hilfe bringen, gehört mit zur „Veredlung der menschlichen Natur". (Nach Pestalozzi.)

Dadurch wird es vielleicht möglich, daß der Glaube an die Menschlichkeit trotz dieser Zeit nicht verloren geht. —

Die Einleitungsworte, gesprochen von Frl. Maria Fierz, Gemeinschaftsgesang, der 123. Psalm „Der Herr ist mein Hirte" von Schubert, dargeboten von einem kleinen Frauenchor, sowie eine Auslese passender Zitate, vermittelt von einer Seminaristin (von denen hier einige angebracht wurden), waren stimmungsvolle Beiträge zu den kernvollen Worten von Dr. Fritz Wartenweiler, um aus der „Besinnungsstunde" eine wirkliche Feierstunde zu schaffen. —

Der Schweizerische Krankenpflegebund

hielt am 10. Mai in Zürich, als Gast der Sektion Zürich seine Delegiertenversammlung im Kongreßhaus ab. Aus der ganzen Schweiz waren die Delegierten, meist Schwestern, zur Tagung nach Zürich gekommen. Diese stand unter dem Präsidium von Schwester Louise Probst und wurde von der Anwesenheit des Rotkreuz-Chefarztes, Oberst Remund, beehrt. Die Arbeitsgelegenheiten, besonders für die Pflegerinnen in Privatpflegen sind im Berichtsjahr erheblich zurückgegangen. Am meisten von dieser wirtschaftlich bedingten Erscheinung sind die männlichen Pfleger betroffen. Leider konnte unter diesen Umständen keine Lohnanpassung an die erhöhten Lebenskosten stattfinden, im Gegenteil mußten die Taxen oft sogar reduziert werden.

Obwohl dies Jahr durch die Räte ein Berufsschutz des Krankenpflegepersonals durch die Einführung eines eidgenössischen Diploms verworfen wurde, so ist die Notwendigkeit eines wirksamen Berufsschutzes dadurch absolut nicht kleiner geworden. Im Gegenteil wird der Krieg, die Verwendung einer Menge nicht richtig ausgebildeter Frauen als F. H. D. im Sanitätsdienst, diese Fragen bald in ganzer Schärfe wieder aufleben lassen. In der Folge kamen die günstigen Erfahrungen mit dem Personal des Krankenpflegebundes im Militärdienst, sowie die komplizierten Fragen der Obligatorischen Alters- und Arbeitslosenversicherung zur Sprache.

Frau Mürset referierte noch über eine geplante schweizerische Vereinigung aller Brustkitzigen, und Fräulein Mäder über „Pro Infirmis". Frau Kägi-Fuchsmann sprach über die Arbeit an den kriegsgeschädigten Kindern in Frankreich, und der Rotkreuz-Chefarzt richtete einen eindringlichen Appell an die Teilnehmer um mehr Geduld und Vertrauen in den guten Willen des Roten Kreuzes, in dessen Macht letzten Endes oft die Durchführung noch so sorgfältig vorbereiteter Transporte leider nicht steht. El. St.

Ein Leistungsbrevet für Mädchen

Der Regierungsrat des Kantons Zürich hat der Militärdirektion dieses Frühjahr die Ermächtigung erteilt, eine dem Vorunterricht entsprechende geeignete Ausbildung für die weibliche schulentlassene Jugend durchzuführen. Nun kam auf Einladung der Zürcher Frauenzentrale eine größere Anzahl von Frauen aus verschiedenen Kreisen des Kantons zusammen, um sich vom Militärdirektor, Herrn Regierungsrat Dr. Briner, über diesen Versuch orientieren zu lassen, die Mädchen von 15 bis 20 Jahren durch das Mittel des Leistungsbrevet zu einer Gemeinschaftserziehung zu erfassen und dadurch stärker an unserem demokratischen Staatswesen zu interessieren und an dessen Gedankengut zu fesseln.

Die Basis soll möglichst breit ausgebaut werden, indem die Mädchen sich nicht nur über sportliche Fähigkeiten, sondern auch über hauswirtschaftliche und staatsbürgerliche Kenntnisse auszuweisen hätten. Es handelt sich darum, die weibliche Jugend auf die großen und schweren Aufgaben, welche die Nachkriegszeit der Frau in besonderem Maße auferlegen wird, vorzubereiten. Dabei wird auch der Zweck verfolgt, für den Frauenhilfsdienst, der als Einrichtung der Zukunft erhalten bleiben soll, geeigneten Nachwuchs heranzuziehen. Die Leitung der Sache des freiwilligen Leistungsbrevet wird einem selbständigen Organ von Frauenmitgliedern, die aus verschiedenen Kreisen geholt werden, übertragen.

Es bedeutet dies ein Schritt — wie der Militärdirektor u. a. ausführte — in der Richtung einer notwendigen Modernisierung unseres Staatswesens, unter aktiver Anteilnahme der Frau!

In verschiedenen Voten wurde vom Standpunkt des staatsbürgerlichen Interesses, demjenigen der Berufsberatung, der Aerztin, der Hauswirtschaft, etc. der ganze Fragenkomplex beleuchtet.

Obwohl noch kein Plan über Gestaltung und Durchführung vorliegt, gab die Versammlung in überwiegender Mehrheit ihre Zustimmung zum Ausdruck, daß das Leistungsbrevet auch für die Mädchen einzuführen sei. —

Danken — anstatt schimpfen!

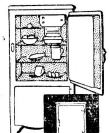
Gedanken um die Rationierungskarten.

Man schreibt uns:

Man hört in unserer Zeit so viel schimpfen, begründet wohl hie und da, am meisten aber schimpfen Leute, die sich irgendwie Luft machen wollen, weil sie mit Vielem innerlich nicht fertig werden können. Da aber das Schimpfen lähmt und schwächt, wollen wir uns in der Stille das Aufbauende des rechten Dankens ganz praktisch vergegenwärtigen. Das können wir Hausfrauen heute alle Tage an den uns geschenkten Rationierungskarten. Sie sind nicht erarbeitet, nicht verdient, aber ein Geschenk, als tägliches Brot, um das so viele nicht mehr beten.

Danken und immer wieder danken! Nicht im Hochgefühl unserer Leistungen als Einzelmenschen oder als Nation, sondern in Demut, so wie es im Dichterwort heißt, daß dankbare Menschen wie fruchtbare Felder seien, die das Empfangene hundertfältig zurückgeben.

Vergleichen wir zwei Hausfrauen, die ihre Lebensmittelkarten studieren, von denen die eine schimpft über das wenige Fett, mit dem sie sicher nicht auskomme, den knappen Zucker, der nicht einmal mehr zu einem Sonntagskuchen reiche, und die paar Eier, die man doch nicht viereilen könne... So etwa tönt's! Und daneben geht die stille, bescheidene Frau, deren Geldbeutel schmal, die Familie groß. Aber sie nimmt's von einer ganz anderen Seite: Gott Lob und Dank! Wieder 850 Gramm Fett oder Butter für den Monat — welcher Segen! Sie denkt an die Freundin, mit der sie im letzten Weltkrieg in Deutschland zur Ausbildung war, da auf die Person 20 Gramm Fett in der Woche verausgabt werden konnten, und die ihr einmal glückstrahlend den Suppenteller hinstreckte mit der Bemerkung: „Du, komm, ich schenk Dir ein paar Fettaugen..." Oder sie denkt daran, daß sie neulich in der Zeitung las, wie den erwachsenen Gesunden in Finnland jetzt gar kein



Jetzt ist die Frischhaltung der Nahrungsmittel durch elektrisch vollautomatische

Kühlschränke

besonders wichtig.
Wir beraten Sie unverbindlich.

Prompte und fachgemäße Ausführung von Reparaturen aller Marken. Ständige Ausstellung führender Marken.

Baumann, Koelliker
& Co. A.-G., Zürich 1, Fähnlstr. 37

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.-Büro
Schaff Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez. Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof, Zürich 1, Tel. 32948
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 21625, Ablage Badgasse 21642

Märwiler
Obst ESSIG
Seit Jahren anerkannt und beliebt weil vorteilhaft in Preis und Qualität

Jm ganzen Land als gut bekannt
Tuch A.-G.
Modestoffe und Wäsche
Aarau, Arbon, Baden, Basel, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus, Herisau, Lenzburg, Luzern, Olten, Rapperswil, Romanshorn, Rorschach, Schaffhausen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zug, Zürich
K 6203 B
Depots in
Bern, Biel, La Chaux-de-Fonds, Delsberg, Interlaken, Thun

Sie konnte ihre Enttäuschung nicht ganz verdecken. Natürlich — um die ist es ihm zu tun!... Doch Bescheid mußte sie mir anstandshalber geben.

„Aha, Flubbachers Mandi meinst du. Ja, wir sind freilich hin und wieder zusammengewesen, ich und sie. Aber die wiegt halt die Wörtlein auf der Goldwaag, sie läßt niemanden in ihr Garn sehen. Einen Brief hat sie mir freilich versprochen. Bis am Sonntag sollte er da sein; im andern Fall, das sag' ich, kann sie mir dann für immer gestohlen werden. Komm du einmal herauf, am liebsten am Samstagabend, da ist der Vater nicht daheim. Er würde wahrscheinlich aufbegehren. Er hat mir vorhin nach deiner Dengelstunde ins Ohr gesagt, ich solle mich dann allenfalls vom Sonnenköbi nicht zum zweitenmal am Narrenbändel führen und ins Leutegeschwätz bringen lassen."

Ich verschluckte die sauersüße Pille ziemlich gleichgültig. „Gut — also. Sagen wir, am Samstag ..." Ich war froh, aus der Verlegenheit heraus zu sein, und ging rasch talwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Mamas Bankguthaben

Jeden Samstagabend pflegte sich Mama an ihren frisch gescheuerten Küchentisch zu setzen und mit ernster Miene den Wochenlohn in kleine Häufchen zu teilen, den Papa aus der Fabrik heimgebracht hatte. Es gab eine Anzahl solcher Häufchen.

„Dieses ist für die Wohnungsmiete", erklärte Mama, indem sie die größten Silbermünzen aufstapelte. „Und das ist für den Spezereihändler." Wieder ein paar Geldstücke. „Karin braucht neue Schuhe." Noch ein Häufchen. Nels verlangte ein Schulheft. Mama entnahm dem arg zusammengeschmolzenen Quellhäufchen feierlich noch eine kleine Münze.

Fasziniert pflegten wir Kinder dem atemtaubenden Spiel zuzuschauen. Schließlich frug Papa: „Langts?" Mama nickte befriedigt und sagte: „'s ist gut. Wir brauchen nicht auf die Bank zu gehen." Dann griffen wir entspannt nach unsern Büchern und machten uns an die Schulaufgaben.

Mamas Guthaben auf der Bank war eine merkwürdige Sache. Wir alle waren stolz darauf. Es gab uns ein so warmes Gefühl der Geborgenheit. Ich erinnere mich an den Tag, wo unsere Nachbarn, die Jensens, auf die Straße gestellt wurden, weil sie die Miete nicht bezahlen konnten. Wir Kinder schauten erschrocken zu, wie fremde Männer Tische, Schränke, Betten herausstrugen und auf einen großen Wagen luden. Verschämt blickten wir auf Frau Jensen, die mit ihrer Schürze Tränen aus den Augen wischte. Das also passierte Leuten, die ihre Miete nicht bezahlen konnten. Dann drückte Dagmar meine heiße Hand und flüsterte: „Das könnte uns nicht zustoßen. Wir haben ein Guthaben auf der Bank!"

Als Nels die Sekundarschule absolviert hatte, wünschte er die Handelsschule zu besuchen. „'s wird schon gehen", meinte Mama, und Papa nickte zustimmend. Eistig zogen wir die Stühle zum Tisch und setzten uns in die Runde. Ich holte die bemalte Truhe, die Tante Sigurd uns auf Weihnachten von Norwegen geschickt hatte, und stellte sie vor Mama hin. Das war unsere „kleine Bank". Wohlverstanden zum Unterschied von der „großen" in der Stadt. Die „kleine Bank" wurde nur in Notfällen herbeigezogen: zum Beispiel, als Nels das Arm brach oder als Dagmar den Krupp hatte und Papa in der Apotheke Medizin holen mußte für die Inhalation. Nels hatte alles schön aufgeschrieben. So viel für die Wohnung, so viel für den Spezereihändler, für die Schule, Arzneien usw. Mama rechnete lange und ernsthaft. Es war nicht genügend Geld vorhanden. Sie preßte die Lippen zusammen und erklärte: „Wir sollten nicht auf die große Bank gehen müssen." Wir alle schüttelten den Kopf.

„Ich will während den Ferien in Dillons Spezereiladen aushelfen", sprach Nels. Mama lächelte froh und schrieb eine Summe nieder, addierte und subtrahierte. Papa rechnete im Kopf. Er hatte das los. „Es langt noch nicht", entschied er. Er nahm seine geliebte Pfeife aus dem Mund, schaute sie nachdenklich an und beschloß: „Ich werde das Rauchen aufgeben." Mama reckte über den Tisch und tätschelte Papas Arm, wortlos. Dann fügte sie ihrer Rechnung noch eine Summe bei.

„Ich werde jeden Freitagabend die Sandermann-Kindet hüten", fügte ich bei. „'s ist gut so", lächelte Mama. Wir waren alle stolz, unser Scherflein beizutragen. Wieder hatten wir eine Schwierigkeit überwunden, ohne die „große Bank" angreifen zu müssen. Die „kleine" genügte für den Augenblick. So viele Dinge kamen aus der „kleinen Bank" jenes Jahr. Die Mandeloperation Dagmars, meine Pfadfinderuniform. Und immer stand im Hintergrund, gleich einer Festung gegen die Not, die „große Bank". Sogar als der Streik kam, beschwichtigte Mama unsere Sorgen. Wir alle arbeiteten zusammen, damit der schwere Gang zur „großen Bank" unterbleiben konnte. Es war fast wie ein Spiel.

Wir machten uns nichts daraus, das Sofabett in die Küche zu stellen, so daß wir das Vorderzimmer vermieten konnten. Während jener Zeit half Mama in der Bäckerei aus und bekam dafür einen großen Sack nicht sehr altes Brot und Kaffeekuchen. Mama sagte, frisches Brot sei so wie so nicht sehr zuträglich, und wenn man den Kuchen einen Augenblick in den heißen Backofen stecke, so schmecke er beinahe so gut wie frisch. Papa spülte abends Milchflaschen in der Molkerei, wofür er drei Liter frische Milch erhielt und so viel Buttermilch, als er wegzuttragen vermochte. Daraus machte Mama feinen Käse. Als der Streik vorbei war und Papa wieder zur Arbeit ging, streckte sich Mama, als ob eine Last von ihrem Rücken gefallen wäre. Sie musterte uns alle und sagte: „'s ist gut. Seht! Wir brauchten nicht auf die Bank zu gehen!"

Dann plötzlich, wie es uns schien, waren wir alle erwachsen und konnten verdienen. Eines nach dem anderen heiratete und zog fort. Papa schien kleiner geworden zu sein. Sein Gang war etwas gebückt. Mamas blondes Haar durchzogen Silberfäden. Das kleine Haus war bezahlt und Papas Pension begann. Dann verkaufte ich meine erste Erzählung. Als der Scheck kam, eilte ich hinüber zu Mama und legte den grünen Papierstreifen in ihren Schoß. „Für dich", sagte ich, „in die große Bank."

„'s ist gut", erwiderte sie mit einem dankbaren Blick auf mich.

„Morgen", drang ich, „mußt du ihn auf die Bank bringen."

„Willst du mit mir gehen, Kathryn?"

„Das ist nicht nötig. Sieh', ich habe ihn auf dich indossiert. Gib ihn nur dem Kassier, und er wird dir den Betrag gutschreiben!"

Ein leises Lächeln lief über ihre Züge, sie schaute zu mir auf und sagte: „'s ist kein Gutshaben. In meinem ganzen Leben war ich noch nie auf einer Bank!"

Kathryn Forbes in „Toronto Weekly Star", bearbeitet von M. H.

Fett zugeteilt werden kann, trotz dieser grimmigen Kälte.

Danken heißt denken, daß man's so unendlich gut hat: Die freie Heimat, kein Blutvergießen, keine Epidemie, kein Hunger, keine Verfolgung religiöser oder politischer Art.

Die dankbare Frau teilt in Gedanken sofort alle die Bedürfnisse ein, die im Haushalt vorliegen, nur die lebensnotwendigen fallen heute in Betracht, Einzelverwöhnung darf nicht sein. Ohne geizig zu sein, kann man unter Zuhilfenahme anderer Süß-Stoffe von den 600 Gramm Zucker immer noch etwas erübrigen, z. B. für den ersten erfrischenden Rhabarber aus dem Garten.

Und wenn sich die zwei verschiedenartigen Frauen auf Herz und Nieren prüfen, müßten sie der Wahrheit gemäß zugeben, daß unsere Behörden oft nicht nur weitblickend, sondern auch recht individuell sorgen. Die jetzige Reduktion der Zuckerzuteilung könnte vielleicht schon Vorsorge sein für allfällig möglichen Einmachzucker? Denken sie wohl noch an den Deziliter Rahm auf die Weihnachtszeit vor einem Jahr? Ist es nicht Vorsorge, daß Schwerarbeiter Käsezusatz erhalten; daß Schwangeren und stillenden Müttern erhöhte Rationen zugedacht sind?

Auf welche Seite möchtest Du gehören, liebe Leserin, auf die der Schimpfenden oder die der Dankenden?

Andere, die für uns sorgen, sind letzten Endes nur die Vermittler, denn:
„Alle guten Gaben, alles, was wir haben, kommt, o Gott, von Dir. Dank sei Dir dafür!"
G. B.

Redaktion
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt; Präsidentin: Dr med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

Das idyllisch gelegene Ferien- und Erholungshaus
Meta Heusser-Heim Hirzel
740 m ü. M., Tel. 92 61 68
ist wieder eröffnet. Schöner Garten, aussichtsreiche Spaziergänge. Pensionspreis v. 6 Fr. an
Leitung: **Schweizer Verband Volksdienst**

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Genf **Hôtel des Familles** Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof
Heimelige Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50.
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8–10.—.

Altmodisches Deckbett oder **Flachduvet?**
Umarbeiten alter Deckbetten in Flachduvets von Fr. 15.– an
Neue Flachduvets von Fr. 55.– an
FRÜHER JETZT
Unverbindliche Beratung — Prompter Versand nach auswärts
H. Schlichtig
Bettwaren, Bettfederreinigung, Zürich 1, Storchengasse, Telephon 3 14 09

sparen!
Wir färben Ihre Garderobe **in allen Modetönen.** – Wir reinigen Kleider, **Uniformen,** Teppiche, Vorhänge Steppdecken usw. nach bewährtem, schonendstem Verfahren. Trauerkleider innert 24 Std. ohne Zuschlag.
Wir plissieren, dekatieren, imprägnieren.
Vorteilhafte, prompte Lieferung. P 274 Z
Färberei und chemische Waschanstalt AG
WÄDENSWIL ZÜRICH Telefon 936.088 Gegr. 1867
Filialen: Seefeldstraße 8, Tel. 22566; Badenerstraße 60, Tel. 52041; Stampfenbachstraße 56, Tel. 47502; Forchstraße 92, Tel. 26711; Stockerstraße 45, Tel. 32481.
Ablagen in der ganzen Stadt

Ein guter Rat
Bleiben Sie bei
Dr. Dralle Birkenwasser
Es enthält naturfrischen Birkensaft und gibt schönes, kerngesundes Haar
Ein rein schweizerisches Erzeugnis
In allen Drogerien, Parfumerien, Coiffeurgeschäften und Apotheken erhältlich
Fabrik in Basel
Winkelriedplatz 8

Wo kauft die Frau in Zürich?
Für die Badezeit Neue aparte **Bade-Costume** und farbige **Frottier-Wäsche** bewährte Qualitäten von
MÜLLER THEATERSTR. 8 — **Sommerau** S. BELLEVUE **ZURICH**

Drucksachen liefert innert kürzester Zeit die BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR A.G

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Filiale Bahnhofplatz 7

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus **Bubenbergplatz 7**

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, LaChaux-de-Fonds, Luzern
MIGROS
Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Vorsorge oder strafbares Hamstern?

Zwei Urteile gegen Familien mit überdurchschnittlichen Notvorräten aus der Zeit vor dem Krieg, mit Bußen, in einem Fall bis zu 8000 Fr., haben die vorsorglichen Frauen mit Recht beängstigt.

Tatsache ist, daß nie eine klare behördliche Definition dessen gegeben worden ist, was erlaubter Kriegsvorrat und was strafbares Hamstern ist. Der diesbezügliche Passus in der Weisung des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements vom 5. April 1939 lautet:

„. . . . Wo sehr günstige Lagermöglichkeiten bestehen, ist es jedoch selbstverständlich den einzelnen Familienvorständen, sowie den Pensionsinhabern, Hoteliers und Inhabern von andern Verpflegungsanstalten freigestellt, auch größere Vorräte als für zwei Monate auf Lager zu legen. Allerdings können solche Vorräte, wenn sie ein gewisses Maß übersteigen, bei der Rationierung in Anrechnung gebracht werden . . ."

Eine Grundlage zur Bestrafung — solange nicht Waren durch **Verderbnis** verloren gehen — liegt also gar nicht vor.

Auf unsere Anfrage in Bern erfuhren wir, daß eine Definition erfolgen soll in dem Sinn, daß die Anlage von Notvorräten vor dem Krieg — logischerweise also auch Vorräte, die seither aus normalen Bezügen ausgewechselt worden sind — nicht strafbar sein soll (hinggegen richtigerweise das Anhäufen von verderblichen Waren in einem Umfang, der die Verderbnisgefahr als dringend erscheinen läßt).

Uns beschäftigen die Rückwirkungen einer Praxis, die solche Selbsthilfe unter Strafe stellen würde!

Wer zu einer Zeit, da die Grenzen offen waren, für sich selbst sorgte, handelte auch im allgemeinen Interesse. Die Aufgabe für den Staat ist immer noch schwer genug, wenn er für die andern zu sorgen hat.

Wer hat dafür gesorgt, daß wir heute noch leidlich mit Nahrungsmitteln und einigermaßen mit Rohstoffen versehen sind? Die verfemte Privatinitiative, die Handels- und Gewerbefreiheit! Die Hausfrau, der Industrielle, der Handel haben im wohlverstandenen Eigeninteresse vorgesorgt, und daraus zehren wir alle. Der Staat aber hat bis zum 1. September 1939 nur für 10 Millionen Franken gekauft; sein Verdienst ist die seitherige gerechte Verteilung und Kontrolle.

Daher muß diese wertvollste Kraft in der Vorsorge — die Privatinitiative — uneingeschüchtert am Werk bleiben: einst im Import, heute im Mehranbau. Der Mehranbauer muß das Gefühl haben, daß er und seine Familie für seine besondere Mühe und seine Auslagen in erster Linie sichergestellt ist, dann wird er sich auch entsprechend anstrengen. Das Gefühl darf nicht aufkommen, daß „es doch keinen Wert hat", selbst vorzusorgen, daß der Staat ja doch für einen sorgen müsse, — geschweige denn, daß der Vorsorgende noch Strafe zu befürchten hat.

Ebenso gilt: Wer seinen Kartoffelkonsum gesteigert und damit von den Rationen Teigwaren, Reis usw. auf die Seite gelegt hat, der ist zu loben, nicht zu strafen. Vor allem kein Denunziantentum und keine Schnüffelei im Bauern- und im Städterhaus!

Wir fühlen uns ganz besonders verantwortlich, die Rechtsverhältnisse abklären zu helfen, weil wir seinerzeit — viel angefeindet — als erste unermüdlich zur dezentralisierten Notvorsorge aufgerufen und durch besondere Angebote (Kaffee, Fleischextrakt, Kakao, Zucker, Reis usw.) die praktische Möglichkeit geschaffen haben. Jedes Kilo damals angelegten Notvorrates hat einem andern Kilo vom freien Weltmarkt in die Schweiz geholfen.

Wenn es dann wirklich **ganz schwer** wird, **dann** ist ein staatlicher Ausgleich zwischen den Vorsorglichen und denen, die dazu nicht in der Lage waren, geboten: Weniger Rationen für die reichlich Versorgten zugunsten der schwach Versorgten. Leider sind die gut Versorgten heute die vielbeneidete Minderheit. Die große Sorge des Staates muß zugegebenermaßen in erster Linie den **andern** gelten.

Und der vorsorgliche Importeur . . ?

Auf alle Fälle muß ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Fabrikanten und dem Händler. Wenn es unter Umständen noch gerechtfertigt erscheint, daß der reichlich versehene Fabrikant Rohstoffe abgeben muß zugunsten des schlecht Versehenen, um große Arbeiterentlassungen zu vermeiden, so erscheint es unzumutbar, daß ein Händler zugunsten seines Konkurrenten in gleicher Weise zu sorgen habe.

Wenn in einem Assortiment von 100 Artikeln in einem Laden 2—3 fehlen, weil der Händler nicht vorgesorgt hat, so steht es dem Kunden frei, in den nächsten wohl versorgten Konkurrenzladen zu gehen. Die Verteilung beschäftigt viel weniger Personal als die Produktion; Ladentöchter erhalten heute leichter Arbeit.

Praktisch gesprochen sind wir **nicht gewillt,** etwa immer wieder 15.000 bis 30.000 kg auf unser Risiko importierten Kaffees (oder auch anderer Artikel) an „Ausgleichsaktionen" abzugeben, bei welcher Gelegenheit dieser Kaffee (oder andere Artikel) dann anderwärts womöglich fast zum doppelten Preis verkauft würde. Unsere Genossenschafter haben das Recht auf die gemeinschaftlich eingekauften billigen Waren und sie sind übrigens auch einverstanden, daß außenstehende Familien von diesen billigen Waren in unsern Läden kaufen. Etwas anderes wäre es, wenn wir **ausnahmsweise** zugunsten ganz schlecht versorgter Landesgegenden (ohne Migros) etwas Kaffee abgeben würden, unter der Zusicherung, daß dieser Kaffee in der Folge durch die Preiskontrolle überwacht und zu entsprechend billigem Preis an die dortigen Konsumenten abgegeben würde.

Wir halten den Grundsatz für richtig: **Bei der Zuteilung der Kontingente an reichlich versehene Importeure sollen diejenigen, die dem Konsumenten die Lage durch niedrige Preise am weitestgehenden erleichtern, auf keinen Fall geschmälert werden.**

Die staatlichen Organe müssen sich bewußt sein, daß sie sonst die Preisregulierung durch die Konkurrenz **systematisch und bewußt** treffen. Das soziale Kapital, das sich diese Aufgabe stellt, soll nicht bekämpft, sondern in dieser Zeit staatlich gefördert werden.

Soziale Rationierung

Wir beglückwünschen die Behörden zum Entschluß, die von uns längst angeratene Abstufung der Rationen nach der körperlichen Arbeitsleistung und unter Rücksicht auf die körperliche Entwicklung der Heranwachsenden zu gestalten. Es ist leider sehr richtig, daß die Behörden nun endlich den schlimmsten Fall ins Auge fassen; die Nachkriegszeit wird unendlich schwerere Probleme stellen. Wir haben bis jetzt nur einen Vorgeschmack gehabt.

Nun sollte auch dafür gesorgt werden, daß Mitbürger mit geringem Einkommen die größern Rationen auch **kaufen** und **bezahlen** können.

Hier muß eine

neue Lohnmoral

eingeführt werden. Die Teuerung darf nicht schematisch zur Hälfte auf den Arbeitnehmer abgewälzt werden; die untersten Einkommensschichten haben sich schon vor dem Krieg zwangsweise Beschränkung und Vereinfachung auferlegen müssen und sind damit vor dem Krieg schon an der Grenze des Erträglichen gestanden.

Einkommen unter Fr. 3000.— dürfen mindestens die 25prozentige Teuerungszulage beanspruchen, das heißt **die untersten Einkommensschichten dürfen unter keinen Umständen mehr als 15 Prozent Lastenanteil an der Teuerung tragen.**

Immer und immer wieder haben wir die Theorie vertreten, daß in Notzeiten eine **Notgemeinschaft** des Volkes geschmiedet werden müsse, wobei die Schwächern entlastet und die Tragfähigen größere Lasten zu tragen haben sollen. Notzeiten müssen auch die althergebrachten Begriffe ändern, wenn es nicht schwere Risse im sozialen Gefüge geben soll.

„Wir Brückenbauer"

Es sind nunmehr volle fünf Monate verstrichen seit unserem ersten Gesuch um Bewilligung unseres Genossenschaftsorgans. Die

Genossenschaften Migros Basel, Aargau, Luzern und Schaffhausen

haben in der Verwaltung und im Genossenschaftsrat einstimmig beschlossen, eine

Unterschriftensammlung unter Mitgliedern und Nichtmitgliedern

durchzuführen, um den Bundesrat und die Bundesversammlung zu ersuchen, unsere Genossenschaft den Konsumvereinen, die von jeher ihre Genossenschaftsorgane hatten, gleichzustellen.

Die Familienvorstände sollen sämtliche erwachsenen Familienmitgliedern unterschreiben lassen und daneben die Zahl der übrigen Familienglieder ausdrücklich nennen. Für die Postulate der Freiheit und der Gleichberechtigung sollen sowohl Männer, Frauen und Kinder ihre Stimme erheben dürfen!

Vorschlag der Woche

Wenn die Aepfel und Orangen vom Markt verschwinden oder zu teuer sind, so geben Sie den Kindern **rohe, gewaschene Rübli zum Knabbern** mit in die Schule, damit machen sie die beste Vitamin-Kur.

In den Kriegsländern gibt man den Kindern in der Schule Vitamin-Tabletten. Wir sind glücklicherweise noch nicht so weit und außerdem kosten die Vitamin-Tabletten bei uns zu viel.

Wir erwarten noch immer Bescheid und hoffen immer noch, daß unsern Genossenschaftern ihr gutes Recht wird.

Inzwischen wurden bewilligt:
„**Der Sporttipper**"; die Ausdehnung der frontistischen Zeitung
„**La Jeune Suisse**" und eine Anzahl anderer Organe!

Es gibt keine andere rechtliche Begründung zur Ablehnung als die Gefährdung der Landessicherheit.

Jetzt Trockengemüse! Julienne ist ein wertvolles und preiswertes Nahrungsmittel, das 8 bis 10 verschiedene, getrocknete Gemüse aufweist.

Julienne-Salat — eine Möglichkeit, die Sie ausprobieren sollten. (Rezept-Zettel liegen jedem Paket bei.)

Statt Fleischsuppe mit Siedfleisch verwenden Sie mit Vorteil unsere couponfreie
Delikateß-Hühner-Bouillon in Dos. Fr. **4.-**
Ergibt mindestens 10 Portionen.
(Auf Bestellung auch an den Wagen.)

Tessin - wolkenlos und schön!
Für Pfingsten jetzt reservieren!
Der Hotel-Plan organisiert stark verbilligte Fahrten nach dem
Tessin, Genfer- u. Vierwaldstättersee und Appenzellerland
mit den beliebten „Alles inbegriffen"-Leistungen.
Abfahrt: Samstag-Mittag. Rückfahrt: Montag-Abend. Verlangen Sie das Pfingstflugblatt.

„Ferien per Rad" „Radscheck"
Bereits haben wieder Hunderte von Radbegeisterten ihre Ferienfahrt mit dem Radscheck angetreten. Auf Pfingsten stehen den „Ferien per Rad"-Teilnehmern mehrere hundert Orte und Hotels zur Verfügung.
Nachtessen, Uebernachten, Frühstück inkl. Trinkgeld ab Fr. **5.—**
Verlangen Sie die provisorische Hotelliste gratis.
Auskünfte und Buchungen durch die Reisebüros in Winterthur oder direkt
HOTEL-PLAN
Auskunftsservice Zürich: Limmatstr. 152, Tel. 7 12 33